

Vorwort

Peter Kimmel

»Es war der 11. März 2009, als sich die Dinge vermischten und es fast unmöglich wurde, sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit der Realität.« – »Da war diese Frau im September. Sie erzählte mir, wie sie jeden Spätsommer die erste Kastanie, die ihr vor die Füße fällt, in die Handtasche steckt und sie danach hütet wie ihren Augapfel.« – So fangen Joe Bauers Geschichten an. Es ist der karge Ton alter Chroniken, der die Anteilnahme und die Verblüffung verbirgt, die allem Geschichtenerzählen zugrunde liegen. Und es ist ein Ton, der mit seinem Verzicht auf alles Liebliche signalisiert, dass er das Entscheidende dem Leser überlassen muss. Lassen wir das, sagt er, und erzählt dann doch. Nehmen wir die fahle Selbstauskunft »Früher hatte ich auch masturbiert« aus »Das Raucherbein«: das ist eine Aushol- und eine Abwinkbewegung im selben Satz. Das Entscheidende wird, ohne dass es gesagt worden wäre, markiert.

Joe hat sich seiner Stadt verschrieben. Er braucht das Gleichmaß dieser Existenz, den Ennui, den nur die Kessellage bietet. »Die Sonne fiel, da sie keine Wahl hatte, auf nichts Neues.« So könnte jeder seiner Texte beginnen. Bauer kennt seinen Beckett, auch wenn er das nie zugeben, sich lieber hinter einem Clint-Eastwood-Grinsen verstecken würde. »Mein Leben ist verwirkt«, mit diesem Satz betrat er jeden Morgen die Redaktion, in der wir gemeinsam arbeiteten, es war sein Eröffnungssatz, er sagte ihn erst, nachdem er einen Blick in die Runde getan und die gleichen Gestalten wie gestern gesehen hatte.

Das Leben ist verwirkt – aber warum? Weil man die großen Liebeserlebnisse hinter sich hat? Weil die besten

Filme schon gedreht wurden? Weil sich das Leben in Stuttgart abspielt und nicht in New York, wo es längst genauso verwirkt wäre? Nein, verwirkt war es von Beginn an. Joe ist ein Existenzialist, das erklärt seinen unerbittlichen Blick, aber er ist auch ein Romantiker, das erklärt seine Liebe zur Sprache, zur Musik, letztlich zu den Menschen. Irgendwann überschritt Joe die Grenze zwischen einfachem Journalismus und »First-Person-Journalism«. Er sagt nun vollhaftend »ich« und hüllt sich nicht mehr ins redaktionelle »man«. So wurde aus dem Stadtschreiber der Erzähler. Wir lesen Texte von einer First Person, die so schreibt wie eine Last Person: es spricht einer der letzten unverbogenen Sturköpfe der Stadt.

Joe spaziert seit Jahrzehnten durch Stuttgart. Er sammelt, was er findet. Von Beginn an hat er am fehlenden Zusammenhang zwischen den Fundstücken gelitten, am mangelnden städtischen Geist, also hat er angefangen, den Zusammenhang selbst herzustellen. Stets war er damit beschäftigt, die Drähte der Stadt zusammenzufügen, so dass, wie es in einem Roman von Ross Macdonald heißt, am Schluss, wenn die losen Enden verbunden, die Spuren gesichtet sind, die Stadt wie ein Frankensteinisches Monster zum Leben erwachen müsste. Bezeichnend, dass einem ein amerikanischer Kriminalautor einfällt im Zusammenhang mit Joe, der Sound des Genres hat ihn geprägt, und das Wissen darüber wirft einen Schatten der Selbstironie über seine Stuttgarter Existenz. Die Lust und die Fähigkeit dieses Mannes, sich in einer Stadt detektivisch zu verlieren, sind im Grunde viel zu groß für die Stadt, über die er nun tatsächlich schreibt.

Stuttgart hat von diesem Missverhältnis profitiert. Es ist unter Joes Schritten gelassener, großzügiger, fast möchte man sagen: größer geworden. Joe läuft weiter durch die Stadt; als Erzählanlass braucht er sie nicht mehr.

Peter Kümmel arbeitet als Feuilleton-Redakteur und Kritiker bei der Hamburger Wochenzeitung Die Zeit.

Der Spaziergänger

Im Februar 1997 wurde mir gesagt, ich solle eine Kolumne mit dem Titel »In der Stadt« schreiben. Ich ging in die Stadt, kaufte mir bei Wittwer einen Brockhaus und schaute nach, was Brockhaus unter einer Kolumne versteht und wie viele Einwohner Stuttgart bei Tag hat. Wie viele Einwohner es bei Nacht gab, war nicht das Problem: Die kannte ich alle.

Zwölf Jahre sind vergangen, und ich kenne fast niemanden mehr, weil ich nachts in der Gewissheit schlafe, nichts zu verpassen. Im Lauf der Zeit habe ich festgestellt, dass viele Kolumnisten sich nicht auf ihr Ich beschränken. Sie breiten ihr komplettes Familienleben aus, ihre vermeintlichen Abenteuer mit italienischen Schwiegermüttern und leiblichen Kindern. Manche besitzen einen Köter von der Sorte, wie ich sie im Wald treffe.

Am Sonntag, als ich durch den Dachswald lief, packte vor mir eine Dame ihre durchgeknallte Töle am Halsband und zeigte mit dem Finger auf mich: »Ganz ruhig, Falco«, knurrte sie. »Der da ist kein Hund.« Jetzt knurrte die Töle.

Berufsspaziergänger dürfen keine Schwiegermütter, Kinder oder Hunde haben. Vor allem keine Frau. Sie fänden keine Zeit für Spaziergänge. Ein Romandetektiv, hat Raymond Chandler gesagt, darf weder heiraten noch eine feste Frau haben. Der Schnüffler geriete unweigerlich aus der Spur, käme ab vom geraden Weg.

Ein Provinzkolumnist wie ich ist kein Detektiv. Dennoch darf er seine Nase nicht bei der Liebe mit italienischen Schwiegermüttern verlieren. Ein Schreiber, der keine anderen Dialoge kennt als die zwischen Frau und Hund im Dachswald, hat ein Problem. Er geht durch die

Stadt und dreht jeden Hohlziegel in der Hoffnung um, darunter eine Geschichte zu entdecken. Neulich stand ich in Stuttgart-Heslach vor einem Straßenschild mit der Aufschrift: »Afernhaldenstraße«. Afernhalde, fand ich später heraus, geht zurück auf »hintere Halde«. Das hätte ich mir denken können.

Afern, und hier beginnt die Recherche, bedeutet aber auch »hornige Auswüchse, etwa Klauen, Schalen an der äußeren Seite der Hinterfüße beim Rindvieh, Schwein, Hund etc.«. Damit, und das ist das dramaturgische Geheimnis einer Kolumne, sind wir wieder beim Hund.

Der Hund wiederum, das sollte klar sein, kann nicht in allen Geschichten die Figur der italienischen Schwiegermutter ersetzen. Die Geschichten eines Spaziergängers sind einsilbig, sie erinnern an den alten Countrysong: »It's been lonely in the saddle since my horse died.«

Ein Spaziergänger ist ein geradliniger Mann ohne Treue. Ein Flaneur kommt immer daher, als hätte man ihm gerade das Pferd unter der Afernhalde weggeschossen.

Kessel-Blick

Manchmal bringt uns in der ewigen Stadt der Schaffer auch der Müßiggang Glück. Es ist Mitte November und kühl. Doch der Himmel hat sich so blau über die Hügel gelegt, als wolle er uns vor dem Winter bewahren. Wir sitzen auf der Terrassenmauer der Wielandshöhe und schauen von oben herab auf Stuttgart. Womöglich gibt es in der ganzen Stadt keinen schöneren Platz für ein Restaurant, und wenn das Gasthaus nicht schon einen Stern hätte, könnten wir uns, wenn es dunkel wird, einen greifen. Nirgendwo scheint das Firmament näher als hier, wo die alte Zahnradbahn vor der Haustür hält.

Neulich war der Wirt und Koch Vincent Klink mit Notizblock und Fotoapparat in Italien, um für sein literarisches Magazin »Häuptling Eigener Herd« über »La Cucina Napoletana« zu berichten. Über »mangiare, amore e motore«.

Wüsste ich in lichten Momenten nicht genau, dass wir beim Blick über die Weinberge hinunter ins Tal am Boden des Kessels vergeblich das Meer suchen, würde ich sagen: Vince, lass uns Neapel spielen. Essen, Liebe und Motoren haben wir auch bei uns genügend. Gerade hast du den Dichter Giuseppe Marotta zitiert, die Neapolitaner würden »durch einen Vorhang von Spaghetti ins Leben« treten, und erst vor drei Minuten hat mir dein bayerischer Wahnsinnskoch eine Schüssel schwäbischer Kutteln unter die Nase gehalten, und auch daraus ließe sich leicht ein Vorhang basteln für alle ungeborenen schwäbischen Helden.

Vincent Klink lebt und arbeitet seit 17 Jahren in Stuttgart, er hat nach seinem Umzug aus Schwäbisch Gmünd auf Anhieb die Höhen der Stadt eingenommen, nahe des

gutbürgerlichen Stadtteils Degerloch mit erstklassiger Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung. Bei gutem Wetter kann er den Schwäbischen Wald sehen, und bei schlechtem erkennt er noch alle liebenswerten und peinlichen Eigenarten, die sich in diesem hügeligen Kesselgebilde namens Stuttgart angestaut haben.

Mein Gott, was gäbe es zu stänkern über diese Stadt. Über ihre einstmals erbärmliche Gastfreundschaft, diese ungehobelte Kundenabfertigung, als man die Gäste selbst in noblen Unternehmen wie Mercedes hinausgeworfen hat, bevor die Herrschaften, wie Vince sagt, selbst zu vespern anfangen.

Das sind die alten Geschichten über den Geiz, über den Minderwertigkeitskomplex und den Selbsthass der Stuttgarter. In Wahrheit, sagt Vince, habe man diese schlechten Charakterzüge immer nur den Schwaben angedichtet, um dem Rest des moralisch nicht weniger schäbigen Deutschland ein besseres Gewissen zu verschaffen. Den Deutschen, sagt er, sei es einfach zu lange mies gegangen, die meisten hätten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg unter schrecklicher Armut gelitten. Er erinnert sich an seinen Opa, einen Freizeit-Imker. Seiner Familie hat der Alte keinen Löffel Honig abgegeben. Er hat ihn lieber verkauft und den Enkeln Zucker aufs feuchte Brot gestreut.

Das alles ist lang her, doch die Klischees vom Geiz, von der Starrköpfigkeit und der Kehrwoche existieren bis heute. Vince lacht, und dann hat er diese gutmütigen, großen Clownsaugen im Gesicht. Am liebsten würde er sein Waldhorn holen und den Soundtrack einer neuen Zeit in die Stadt hinunter blasen. Früher, ja früher, da habe er sich über die Kehrwoche lustig gemacht, aber das Resultat dieser Selbstreinigung, sagt er, empfinde er heute als angenehm: Es sei seit jeher eine schlimme Beleidigung für den Humanismus, wenn man seinen Müll bei anderen ablade. Neapel lässt grüßen.

Richtig, füge ich hinzu, erst neulich hätte ich in Brook-

lyn und Midtown Manhattan Männer in feinen Anzügen beobachtet, wie sie am Abend den Gehsteig vor ihren Häusern mit Besen und Schaufeln fegten. Das sei das neue Öko-Bewusstsein in der ganzen Welt, das wir schon lange vorher hatten. Und dann ärgere ich mich, weil ich es gesagt habe, weil wir in dieser Stadt immer zu dummen und überflüssigen Vergleichen neigen.

Vince sagt, er finde Stuttgart klasse, es sei toll, hier zu leben. In jungen Jahren habe er den Traum gehabt, auf dem Land zu wohnen, in einem Häuschen in der Toskana. Vergiss es, sagt er.

In Stuttgart fühle er sich von Kopf bis Fuß als südlicher Mensch, die ganze Stadt habe ein südliches Flair, und selbstverständlich hätten wir viel den Ausländern zu verdanken.

Manchmal setzt sich der Koch auf seine alte Moto Guzzi und fährt hinunter in die minutennahe Stadt. Er streift durch die Straßen von Heschl, er besucht türkische Gemüseläden und freut sich an der Vielfalt der Ware, der Welt und an tüchtigen Menschen.

Und er erzählt ihnen stolz, wie der Feigenbaum in seinem Garten den Winter überlebt hat, genau wie der Olivenbaum und der Lorbeer. Der Wille zum Leben, die Charaktereigenschaft, nicht aufzugeben und von vorne anzufangen, wie wir es von den Amerikanern kennen – das sind schwäbische Tugenden, sagt Vince. Diese Kampfbereitschaft halte im Zweifelsfall auch den Feigenbaum in unserer Gegend aufrecht, der Klimawechsel könne es nicht sein.

Mit Esoterik hat das nichts zu tun. Das ist Vincents Philosophie, mich erinnert sie an den »gedanklichen Gaisburger Marsch«, wie der Humorist Oscar Heiler die schwäbische Neigung zum Grübeln mal genannt hat. Wir Schwaben werden noch eine ganze Weile leben, sagt Vince, wenn der Rest der Republik bereits hinüber ist.

Vince hat beobachtet, wie bei den Straßenpartys der Fußballweltmeisterschaft ein Ruck durch die Stadt ge-

gangen ist. Eine Zäsur, sagt er. Er hat viele junge Leute getroffen, eine andere Generation, weltoffene Menschen aus dem eigenen Stall. Stuttgart, sagt er, ist heute eine junge Stadt, ein vitaler Mix aus urbaner Kultur und grüner Pampa. Und rein gastronomisch der beste Platz der Republik, kein Vergleich mit München. Ein einzigartiges Qualitätsbewusstsein zeichne die Menschen hier aus: Wer seine Sache gut macht, sagt er, der wird anerkannt, in Stuttgart hast du keine Chance, den Leuten mit kulinarischen Taschenspielertricks, mit Maskerade und Schnickschnack etwas vorzumachen.

Bei Gott, die Perspektive von der Terrasse der Wiedlandshöhe ist paradiesisch an diesem Tag. Würden die altvorderen Stuttgarter nicht ständig in ihrem Hang zum Selbsthass, in ihrer krankhaften Verachtung der Schönheit, bis heute die eigenen Pfründe zerstören.

Unten auf dem Schlossplatz, dem schönsten Quartier der Stadt, haben sie bereits im Oktober den hässlichen Rummelplatz für die Eislaufbahn aufgebaut. Dauernd diese Verbrechen an der Architektur, sagt der Koch, ausgerechnet in Stuttgart, das man mal die Stadt der Architekten genannt hat.

Vince geht und bringt Sauerkrautsuppe auf die Terrasse. Löffel gibt es keinen. Schlürf die Suppe wie eine Tasse heißen Kaffee, sagt er. Man weiß sich zu helfen über dem Tal, wenn der Winter in den Süden kommt.